Mittheilungen

der

Oesterreichisch-Israelitischen Union.

Herausgegeben von dem Vorstande dieses Vereines.

Das monatlich einmal erscheinende Vereinsblatt erhalten die Vereins-Mitglieder **unentgeltlich.**

Zuschriften und Tausch-Exemplare erbittet man unter der Adresse:

Wien, I., Schottenring 23.

Vereinskanzlei: I., Schottenring 23.

Nr. 103. April. X. Jahrgang 1898.

EINLADUNG

zu der am

Samstag, den 9. April 1898, Abends 7½ Uhr

im

RESTAURANT KHUNER

I., Schottenring Nr. 19

stattfindenden

Vereinsversammlung der Österreichisch-Israelitischen Union.

TAGESORDNUNG:

1. Vortrag des Herrn Reichsraths-Abgeordneten **Dr. Ferdinand Kronawetter:** „Adolf Fischhof und die Verfassungskämpfe der Gegenwart".
2. Mittheilungen des Vorstandes.
3. Anträge und Interpellationen.

Der Eintritt in die Versammlung ist nur den Mitgliedern des Vereines und den von diesen eingeführten Gästen gestattet.

Der Vorstand.

Aus dem Protokolle

der am Samstag den 26. März 1898, stattgefundenen Vereinsversammlung der „Oesterr.-Israel. Union".

Vorsitzender: Präsident **Wilhelm Anninger.** Schriftführer: Secretär **Josef Fuchs.**

Unter grosser Betheiligung seitens zahlreicher Mitglieder und Gäste, unter welchen man die Herren Vicepräsidenten der israelitischen Cultusgemeinde Dr. Alfred Stern und Landesschulrath Dr. Gustav Kohn, die Cultusvorsteher Dr. Grünfeld, Architekt Fleischer, Baurath Stiassny, den Vorsteher der Chewra-Kadischa Emil Horner u. A. bemerkte, eröffnete der Vorsitzende die Versammlung und ertheilte Se. Ehrwürden dem Herrn Rabbiner Dr. Adolf Schmiedl das Wort zu seinem angekündigten Vortrage:

„Das Jahr 1848 im Lichte der Culturgeschichte".

Derselbe sagte:

Geehrte Versammlung!

Sie haben an mich, als einen Zeitgenossen des denkwürdigen Jahres 1848 — der ich schon damals fast zwei Jahre im Amte als Rabbiner und Prediger stand — die Einladung gerichtet, in einem culturgeschichtlichen Rückblick den sittlichen und geistigen Zustand zu zeichnen, in welchem das plötzlich hereingebrochene Freiheitsjahr das Judenthum unseres Vaterlandes vorgefunden hatte.

Nun denn — ich gehe somit daran, an der Hand culturgeschichlicher Daten und Thatsachen den Beweis zu erbringen, dass mitten in der tiefsten socialen und politischen Depression das Judenthum der vormärzlichen Zeit auf einer achtunggebietenden Stufe sittlicher und geistiger Entwicklung dastand.

Ich knüpfe aber da vor Allem an einen bekannten Satz an, welchen wir schon in wenigen Tagen bei der religiösen Feier des Sederabends recitiren werden. Er lautet: „Es geschah einmal in einer Nacht, da sass ein Kreis von Männern hervorragender Gelehrsamkeit in einer Tafelrunde beisammen — und siehe da, die endlos lange Nacht hindurch hörten sie nicht auf, immerfort zu sprechen von Freiheit, von Erlösung und Befreiung aus Druck und Knechtschaft, bis plötzlich, sich die Thüre öffnend, es hereinrief: Ihr Lehrer und Meister! hört, die Nacht ist zu Ende, die goldene Sonnenscheibe ist leuchtend aufgegangen, der Morgen ist angebrochen — lasst uns vereint ausrufen: Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist einig, einzig!"

Aber wahrlich, in dem engen Rahmen dieses kleinen Satzes erscheint uns ein grosses Stück unserer nationalen Geschichte zusammengefasst. Eine endlos lange und finstere Nacht hindurch, eine Nacht, die zwei Jahrtausende gewährt hatte, sind wir nicht müde geworden, haben wir nicht aufgehört, immerfort zu sprechen von Freiheit, von Befreiung und Erlösung aus härtestem Druck, aus tiefster Knechtung und von dem endlichen Siege des heiligen Menschenrechtes — bis plötzlich jenes grosse Sturm- und Freiheitsjahr anbrach und es zu uns hereinrief: Ihr Ghettobewohner! Die Nacht ist zu Ende, die goldene Sonnenscheibe der Freiheit ist plötzlich aufgegangen, ein neuer Morgen der Geschichte ist angebrochen!

In der That, es ist eine merkwürdige völker-psychologische Eigenart unseres Stammes, dass nichts im Stande war, das Ideal der Freiheit im Herzen des Stammes zu erdrücken. Eine zweitausendjährige Knechtung und Menschheitsherabwürdigung, die jeder Beschreibung trotzt, sie vermochte es nicht, die in uns wurzelnde Zuversicht zum Wanken zu bringen, dass jenes Ideal endlich zur Wirklichkeit, der grosse Sieg des Menschenrechtes zur Wahrheit werden müsse.

Des Dichters Wort: „Der Mensch ist frei, und wäre er in Ketten geboren", es hat an unserem Stamme seine Illustration gefunden.

Was ist nicht Alles geschehen, um das Gefühl der Selbstachtung, das jeden besseren Menschen emporhebt und über alle Bitternisse des Lebens hinwegtröstet und das nur in den verkommenen Heloten gänzlich erlöschen kann, auch aus dem Herzen unseres Stammes auszutilgen. That und Wort und Feder hatten sich zu diesem Zwecke mit einander verbündet. Ja auch die Feder — dieses edelste Instrument des menschlichen Geistes — der die Sendung ward, Wahrheit und klare, richtige Erkenntniss innerhalb der Menschheit zu verbreiten, wie sehr hat sie unserem Stamme gegenüber ihre Macht missbraucht, um die geschichtliche Wahrheit zu fälschen oder mindestens zu entstellen.

Wenn der grösste Dramatiker aller Jahrhunderte, Shakespeare, ein historisches Factum willkürlich verdrehte, ja völlig umgekehrt hatte, und zwar eigens zu dem edlen Zwecke, um auf den Brettern, die die Welt bedeuten, den Juden zum unsterblichen Hohngelächter als den blutdürstigen Vampyr darzustellen, so erhebt sich die sonst unerbitterliche Kritik und sagt entschuldigend: Der Dichter ist immun, seine frei schaffende Phantasie braucht durch die Schranken der geschichtlichen Thatsachen sich nicht einengen zu lassen. Nur wer Klio's Griffel führt, nur die Geschichtsschreibung müsse die strenge geschichtliche Wahrheit als ihr höchstes Dogma anerkennen! Nun wie? Hat die Geschichtsschreibung thatsächlich auch unserem Stamme gegenüber dieses Dogma in Ehren gehalten? Hören wir da eines der Beispiele.

Als der deutsche Heldenkaiser Otto II. nach einer siegreichen Schlacht in Italien einen Feldzug gegen die Araber unternahm, da befand sich in seinem Gefolge ein Jude italienischer Abkunft, namens Kalonymus, der dem Kaiser mit grösster Verehrung anhing. Der Feldzug fiel unglücklich aus. Nachdem die Blüthe der deutschen Ritterschaft gefallen war, musste der Kaiser, von den siegreichen Saracenen verfolgt, jählings die Flucht ergreifen. Ein rettendes Schiff lag bereits in Sicht; allein während der Kaiser mit verhängten Zügeln auf dasselbe zueilt, bricht das todtgehetzte Ross unter seinen Füssen zusammen, und er scheint verloren. Doch in diesem verhängnissvollen Augenblicke sprengte Kalonymus auf seinem Rosse herbei, übergibt dieses dem Kaiser zu seiner rettenden Flucht, während er selbst in grösster Gefahr zurückbleibt. Der Jude Kalonymus war somit der edle, selbstlose Retter des Kaisers Otto. Die Quelle für dieses historische Factum ist das vielbenützte Sammelwerk: „Monumenta Germaniae historica“ (herausgegeben im Jahre 1826, von dem berühmten Archivar Georg Heinrich Pertz). Nun lesen Sie Schlosser's Weltgeschichte für Deutsche (Band VI, S. 115) und staunend werden Sie finden, wie hier das historische Factum entstellt ist, um den edlen Juden zum feilen Geldmenschen herabzuwürdigen.

Indessen Mühe und Anstrengung all der drei verbündeten Mächte erwiesen sich erfolglos. Das Gefühl der Selbstachtung, ebenso wie das Ideal der Freiheit wurzelte zu tief im Herzen des Stammes, als dass eine äussere Macht dagegen hätte etwas ausrichten können. Und da ich auch auf diesem Podium, auf dem ich heute hier stehe und zu Ihnen spreche, den überzeugungstreuen Theologen in mir nicht verhehlen mag, so sage ich es Ihnen geradezu, dass ich dieses in uns nicht zu entwurzelnde Ideal der Freiheit und ebenso dieses Gefühl der Selbstachtung auch zu den grossartigen Einwirkungen unserer Thora zähle.

Das zweite Buch der Thora enthält ein Capitel, darin die biblische Rechtslehre in grossen Zügen, ihren Hauptmomenten nach, dargestellt ist und gleich der erste Satz ist höchst bemerkenswerth: „Wenn ein Knecht nach der sechsjährigen Dienstzeit sprechen sollte: „Ich will nicht frei sein, ich liebe mein Weib und Kind, ich mag nicht zur Freiheit ausziehen“, dann soll ihn sein Herr vor's Gericht hinführen und ihm dort das Ohrläppchen durchlöchern, zum Stigma, zur bleibend ihm anhaftenden Brandmarkung.“ — Wie, könnte man sich fragen: Ist dies gerecht, ist das weise? Weil ein Mann, ein Vater, aus Liebe zu Weib und Kind, deren Ernährung ihm von Gott und Natur ans Herz gelegt ist, die Knechtschaft der Freiheit vorzieht, dafür sollte er gebrandmarkt dastehen in der Gesellschaft? Nun halt! Nicht vorschnell geurtheilt! Es liegt da ein kernhafter Gedanke. Nach der Lehre der Thora soll die Freiheit jedem Menschen als ein hohes Gut erscheinen. Das harte, trockene Brot in freier Arbeit, wenn auch in triefendem Schweisse seines

Antlitzes erworben, es schmecke ihm süsser, als die volle, dampfende Schüssel, auf dem Knechtestisch aufgetragen!

Und wie treffend hat der biblische Meistergriffel es verstanden, mit einem einzigen Federzuge die moralisch traurigen Folgen der langen egyptischen Knechtschaft zu kennzeichnen — wie die pharaonischen Sclavenketten die tiefen Spuren nicht nur in ihre Glieder, sondern in ihr ganzes Sein und Denken eingedrückt. Der Satz lautet: „Sie hörten den Moses nicht an aus Kürze des Odems und aus drückender Arbeit.“ Man male sich nur die Scene im Geiste aus. Während sie gebeugten Nackens auf den abgemähten Feldern umherirren, emsig die Stoppeln aufsuchend, um nur die Zahl der Ziegel bis zum Abend fertig zu bringen, steht plötzlich Moses vor ihnen — mit dem Zauber seiner durchgeistigten Persönlichkeit sich ihnen als der erlösende Bote Gottes ankündigend, er komme, das Joch ihrer Nacken zu zerbrechen und sie als freie Männer hinauszuführen in die Freiheit. — Ach, sie hören ihn nicht an, er redet zu ihnen von F r e i h e i t, allein in dem langen entmenschenden Drucke ist Ihnen jedes Verständniss für das Wort Freiheit verloren gegangen!

* * *

Geehrte Hörer und Hörerinnen! Welch ein ganz anderes Bild zeigt sich unserem geistigen Auge, wenn wir, den Blick zurückwendend, hineinschauen in die sogenannte vormärzliche Zeitperiode und das L e b e n i m G h e t t o sich vor uns aufrollt, wie ich und alle meine Altersgenossen es aus Autopsie, aus eigenen Erlebnissen kennen. Hier h ö r t e n sie im Gegentheile immerfort auf den zu ihnen redenden Moses, wie er von Freiheit, von endlicher Befreiung und Erlösung, von dem endlichen grossen Siege des Menschenrechtes zu ihnen redet, — und i h r Odem erweiterte sich und der schwere Druck des Lebens verlor für sie die Hälfte seiner erdrückenden Schwere.

Das G h e t t o — wie man das Wort hört, steht freilich sofort das ganze Mittelalter in seiner Düsterniss Einem vor der Seele und man denkt mit Wehmuth an den armen Ghettobewohner, der bei jedem Schritt, den er ins Leben hinaus that, seinen Weg durchquert fand von einem breiten Schlagbaume, auf dem geschrieben stand: Hieher darfst Du nicht, weil Du Jude bist! Und dennoch! — Dieser Ghettobewohner besass eine Art Mosesstab, mit dem er aus dem harten Lebensfels Quellen i n n e r n Glückes hervorzuzaubern verstand. Sie kennen ja gewiss Leopold K o m p e r t's Geschichten aus dem Ghetto — reizende, herzerquickende Erzählungen! Man sage nicht, der dichterische Genius besitze einen Zauberschleier, den er über die traurigste Wirklichkeit verklärend und vergoldend ausbreitet. Nein, ein sehr grosses Stück Poesie fand der Dichter bereits vor sich im wirklichen Leben des Ghetto. Man kann sagen, eine ganze Reihe von geistigen, ja von imponderablen Factoren hatte sich ver-

einigt, um das Leben mitten in den Gassen und Gässchen des Ghetto zu verschönern, zu verherrlichen. In der ganz ersten Reihe dieser geistigen Factoren jedoch nenne ich — und zwar wahrlich nicht nur in meiner Eigenschaft als Theologe — die Religiosität. Und in meinem engeren, mährischen Heimatslande war es eine von jedem zelotischen Uebereifer ferne, aber wahrhaft herzinnige, das ganze Leben verklärende Religiosität. Mit jedem Festtage, jedem Sabbathe kam ein Stück grüner Oase in die Sandwüste des Ghetto hineingezogen und brachte ein Stück seelischer Freude mit sich.

Aber ich muss Ihnen da noch etwas ganz Besonderes erwähnen. In unserem Kalender findet sich auch ein Festtag verzeichnet, der einen gar eigenthümlichen Namen auf sich trägt. Er heisst: „Das Neujahrsfest der Bäume". Wenn draussen in der Natur noch der tieftse Winter herrscht, der hartgefrorene Schnee noch unter den Schritten der Menschen knirscht und die verfrorenen Fensterscheiben jeden freien Ausblick verwehren, dann sagen wir, wir wittern bereits den Odem des nahenden Frühlings, über die Hügel und Berge hüpfend, komme er, um neue Lebenskraft in die abgestorbenen Aeste der Bäume einzuführen.

Und wahrlich, ebenso hatten wir auch mitten in dem starren, eiskalten Winter unserer socialen und politischen Sonderstellung immer den Odem eines nahenden Frühlings zu wittern geglaubt, einem nahenden Völkerfrühling entgegengeblickt, der die Herzen der Menschen mit seiner belebenden Wärme zu erfüllen komme.

Auch unsere Väter im Ghetto gründeten verschiedene „Vereine" unter sich. Ich nenne Ihnen hier einen solchen, der heutzutage nur noch Wenigen bekannt sein dürfte. Die Mitglieder dieses Vereines nannten sich „Die Harrer auf den Morgen" *(Schaumrim labauker).* Worin bestand dieser Verein? Eine Stunde vor Tagesanbruch zog eine rufende Stimme durch die Gassen und Gässchen des Ghetto: „Steht auf, ihr Harrenden auf den Morgen!" Bei diesem Rufe erhoben sich die Mitglieder dieses Vereines und eilten in das gemeinschaftliche Bethaus, und Psalmen lesend warteten sie, bis der Morgen anbrach und sich die Gemeinde zum Morgengebete versammelte. Man könnte aber wahrlich sagen: Unser ganzer Stamm bildete Jahrtausende hindurch eine solche grosse Gilde — denn wir waren allesammt „Harrer auf den Morgen".

Von Volk zu Volk gejagt,
Von Gross und Klein geplagt,
Vom Druck das Herz zernagt,
Hab' ich doch nicht verzagt —
Stets hoffend mir gesagt:
„Ich harre, bis es tagt!"

Doch kann ich nicht unerwähnt lassen, dass es noch einen weiteren geistigen Factor gab, der in ganz besonders hohem Grade dazu beitrug, über das Leben im Ghetto einen wahrhaft

verklärenden Schimmer zu breiten. Und dies war ein fast wunderbarer, alle Herzen beseelender Lerneifer — es war nicht Brodstudium, Fachstudium, nein, es war eine Art kategorischer Imperativ, ein eingeborenes, unentwegtes Streben und Ringen nach geistiger Durchbildung. Wenn man noch in später Nachtstunde durch das Ghetto ging, sah man erleuchtete Fenster, und durch die kleinen Fensterscheiben blickend, fand man den Tisch mit Büchern bedeckt und an dem Tische sitzend, Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, in die geistige Arbeit vertieft, aus den Büchern lernend, studiren. Da es nicht die grossen Talmudfolianten waren, so mussten es Lehrbücher fremder Sprachen und verschiedener Wissenschaften sein. Woher nahmen sie in dem kleinen, weltentlegenen Ghetto die nöthigen Lehrer oder Lehranstalten? Wohl gabs fast in jeder Gemeinde eine Lehrstätte für das grosse talmudische Schriftenthum, man nannte dies eine Jeschiba. Der Rabbiner des Ortes schaarte einen Kreis von Jüngern, theils einheimische, theils aus der Fremde zugereiste, um sich und war ihnen nicht nur gründlicher Lehrer auf dem genannten geistigen Gebiete, sondern gab ihnen auch ein leuchtendes Vorbild an rührender Bedürfnislosigkeit. Und woher fanden diese fremden Jünger ihren Unterhalt? Da zeigt sich uns wieder eine Lichtseite im Leben des Ghetto, es herrschte hier eine pflichtfreudige Gastfreundschaft, die namentlich den edlen Frauen im Ghetto zu danken war. Selten gab's ein Haus, darin nicht täglich am Mittagstische ein solcher Jünger bereitwillige Beköstigung fand.

Allein das Talmudstudium, so eingehend und so hingebungsvoll es noch in der Zeit, der auch wir mit unseren Erlebnissen noch angehörten, betrieben ward, ganz ausfüllen konnte es nicht mehr den mächtigen Lerneifer und Wissentrieb. Und so sehen wir sie noch im Geiste, diese kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge, immer bis tief und spät in die Nacht hinein mit ihrem eisernen Fleisse in das Studium allerlei Sprachen und Wissenschaften vertieft. Und wer ihre Lehrmeister waren in diesen Fächern? Es gehört auch dies eben mit zu den merkwürdigen Momenten jener sogenannten vormärzlichen Zeitepoche. Sie waren ihre eigenen Lehrer, Schüler und Lehrer in einer Person, sie waren im strengsten Wortsinne Autodidacten.

Als Stichprobe möchte ich einen solchen Autodidacten-Jüngling Ihnen im Geiste hier vorführen. Salomon Löwisohn war sein Name und seine Wiege stand in dem kleinen Orte Moor in Ungarn. Geboren 1789, bedeckte bereits 1822 die Muttererde seine irdische Hülle, allein obschon so frühzeitig geschieden, wird doch unsere Literaturgeschichte seinen Namen stets in Ehren nennen. Zwei literarische Denkmäler von grosser Bedeutung verewigen das Andenken dieses Autodidacten-Jünglings. Er war der erste Jude, der mit warmem Herzen und hellem Geiste daran ging, eine Geschichte seines Volkes von

dessen Zerstreuung an bis in die jüngste Zeit herab zu schreiben. Denn erst in demselben Jahre 1822, als der Todesengel die Lebenslampe Salomon Löwisohn's auslöschte, begann Isaak Markus Jost mit seinem neunbändigen Geschichtswerke in die Oeffentlichkeit zu treten. Löwisohn war aber ebenso auch der erste Jude, der ein Lehrbuch der hebräischen Poesie verfasste. Wohl hat der deutsche Gelehrte Herder hierin die Priorität, denn sein berühmtes Buch „Geist der hebräischen Poesie" erschien bereits 1782, somit sieben Jahre vor Geburt Löwisohn's. Allein an tiefer und gründlicher Sachkenntniss übertraf er Herder, und Löwisohn besass überdies in ganz hervorragender Weise die poetische Begabung, er war wahrhaft ein Dichter von Gottes Gnaden. Er schrieb dieses Lehrbuch hebräisch (Melizas Jeschurun, Wien 1816) und zwar welch' ein auserwähltes, die Kenner mit Bewunderung erfüllendes Hebräisch! In meinen Jugendjahren lernten wir dieses Buch auswendig und an der begeisterten Sprache desselben entzündeten wir unsere eigene Begeisterung.

Doch an diesem, kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Gelehrten können Sie ermessen, welche Bedeutung gar erst die gereiften Männer, die ebenfalls im Ghetto herangewachsen waren, in der Wissenschaft erlangten. Zu unserem ersten Stammvater sprach einmal die Gottheit: Schaue gen Himmel und zähle die Sterne, wenn Du es im Stande bist — und fügte dann hinzu: Also werden Deine Nachkommen sein! In der That, sie sind zahlreich geworden wie die Sterne, jene grossen Männer, deren Wiege im Ghetto stand, aber auch leuchtend wie die Sterne, von denen jeder Einzelne eine Welt für sich ist. Ich nenne Ihnen hier nur einige solcher Namen: Nachman Krochmal, Salomon Jehuda Rapoport, Samuel David Luzzatto, Zunz, Jost, Grätz, Zacharias Frankel, Abraham Geiger, Moritz Steinschneider, Salomon Munk, Michael Sachs, Leopold Dukes, J. N. Mannheimer, Adolf Jellinek und noch viele, viele Andere, deren Wiege im Ghetto stand, und an deren Wiege die Armuth sass. — Doch ist vielleicht gerade dadurch, dass ihnen die Erlangung der Wissenschaft so schwer geworden war, die Wissenschaft ihnen um so theurer geworden und umso tiefer drangen sie in ihr innerstes Heiligthum ein.

Zu Zeiten des alten Griechenland, da gabs auf einer Insel des Archipels lauter Bienenzüchter, deren weitversendeter Honig sich eines grossen Rufes erfreute. Allein es war eine Felseninsel, die fast gar keinen Humus hatte. Darum mussten die Bienen täglich einen mühevollen Flug nach benachbarten Inseln machen und die gesammelte süsse Beute dann nach Hause bringen. So gings eine Reihe von Jahren, bis endlich ein neues Geschlecht kam, das sich klüger dünkte, als es die Väter waren; die sagten, wir werden unseren Bienen den mühevollen Flug ersparen. Wir selber werden täglich eine Schiffsladung frischer Blumen holen und sie vor die Thür der Bienenstöcke hinlegen. Aber was geschah? Von dem Tag an gaben die Bienen fast gar keinen Honig mehr.

Ich möchte hier auch noch einer bemerkenswerthen Erscheinung Erwähnung thun — nämlich bedeutungsvoller Sympathiekundgebungen für unsern Stamm, mehrere Jahre noch vor dem Anbruch des Freiheitsjahres 1848. Ich hatte schon im Kalender der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" vom Jahre 1894/95 ein interessantes Begebniss mitgetheilt. Gegen Ende des Jahres 1836 trat ein Kreis von namhaften christlichen Theologen, nämlich katholischen und protestantischen Bekenntnisses, in Verbindung mit jüdischen Gelehrten zusammen, mit dem Plane, um ein für alle drei Religionen gemeinschaftliches religionswissenschaftliches Organ zu gründen, um trotz der religiösen Verschiedenheit unter den Bekennern der drei verschiedenen Culte einen friedlichen Lebensverkehr anzubahnen. Am 1. Jänner 1837 begann das Blatt zu erscheinen, und einer der ersten Abonnenten war Otto I., der hochgebildete damalige König von Griechenland, indem er zugleich in einem allerhöchsten Handschreiben der edlen Tendenz des Blattes seine volle Anerkennung aussprach, und des Königs Schwiegervater, der Grossherzog von Oldenburg, folgte ihm hierin nach.

Einer ganz besonders tiefgehenden Sympathie hatte sich das Judenthum seitens eines Weltdichters von unsterblichem Namen zu erfreuen. Der drittgrösste Dichter Englands, Lord Byron, hatte mit unserem Salomon Löwisohn in Ansehung der kurzen Lebensdauer ein gleiches Geschick. Geboren ein Jahr vor ihm, 1788, starb er zwei Jahre nach Löwisohn, 1824. In seinen „Gesprächen mit Mendwin" erzählt er, dass er sich lange mit dem Gedanken getragen, einen Hiob zu schreiben, allein er fand das Origiual zu erhaben, keine Poesie könne sich damit vergleichen. Das tragische Geschick des jüdischen Stammes griff dem bewunderten Dichter tief ins Herz, und diesen Gefühlen gab er erschütternden Ausdruck in seinen Hebrew Melodien. Man glaubt, den grossen biblischen Propheten auf den Trümmern Jerusalems in diesen Liedern klagen zu hören:

„Wo wäscht sein triefend Blut sich Juda von den Wanderfüssen?
O Zion, sag, wann wird dein heilig Lied uns wieder grüssen?
Und deine Stämme mit dem Wanderstabe — ach, die müden,
Wann finden endlich wieder sie ihr Heim im gold'nen Süden?
Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat, Juda nur die Gruft."

Wir lassen endlich noch eine Reminiscenz hier an uns vorüberziehen, eine Begebenheit, die, so traurig, ja so entsetzlich sie begonnen, doch zuletzt zu einer grossartigen Sympathiekundgebung fürs Judenthum sich gestaltete — gleich den Samenkörnern, die zuerst im finstern Erdenschosse verwesen und zuletzt in grünen Halmen augenerfreuend emporwachsen. Es war acht Jahre vor den Freiheitsstürmen der Märztage — am 5. Februar 1840, da erhob sich plötzlich in Damascus jenes grauenhafte Gespenst des Blutmärchens. Alle Augen, die sehen wollten, erkannten wohl sofort hier ein Gewebe, gesponnen von

Geldgier und Bosheit, und dennoch nahm die Affaire bald eine furchtbare Tragweite an. So ehrenhaft und charakterfest der österreichische Consul Merlato in dieser Sache vorging, so boshaft und ränkevoll war die Rolle, die der französische Consul Ratti-Menton in dieser Tragödie spielte — wahrlich ein würdiger Vorläufer für den Dreifuss-Process.

Es ging in Damascus mit einem Worte grauenhaft zu. Die Folterbänke und die Torturkammern forderten täglich neue blutige Opfer. Allein kaum waren die Schreckensnachrichten nach Europa gedrungen, da erhoben im englischen Parlament Robert Peel und Palmerston ihre mächtigen Stimmen, und der feurige Agitator O'Connel beklagte es, dass kein jüdischer Abgeordneter jetzt seinen Sitz im Parlament habe, um für seine unglücklichen Stammesbrüder das Wort zu führen. Ja, 210 vornehme Bürger Londons richteten ein Gesuch an den Lordmayor, eine öffentliche Versammlung einzuberufen, damit Gelegenheit geboten werde, der allgemeinen Entrüstung, die alle englischen Herzen erfülle, Ausdruck geben zu können. Die zustandegekommene Versammlung gestaltete sich sodann zu einer wahrhaft grossartigen sympathischen Kundgebung für das Judenthum in- und ausserhalb Englands. Als Montefiore hierauf seine bekannte Reise nach Egypten antrat, stellte ihm die Königin Victoria ein Staatsschiff zur Verfügung.

Und indem ich hiermit meine Rückschau schliesse, darf ich wohl auf die These, von der ich ausgegangen, hier nochmals zurückkommen, dass trotz der tiefen socialen und politischen Depression das Judenthum der vormärzlichen Zeit dennoch einen hohen, achtunggebietenden Culturgrad sittlicher und geistiger Entwicklung erreicht hat.

Doch nunmehr nach vorwärts meinen Blick richtend, steht es vor meinem Geiste, das grosse Sturm- und Freiheitsjahr mit seinen unvergesslichen Eindrücken. Allein nach allen den Reminiscenzen, die seit einem Monate alle Tagesblätter Wiens hierüber brachten, hiesse es Wasser ins Meer giessen, wollte auch ich nun Ihnen Schilderungen jener bewegten Zeit bringen.

Ich meinerseits will daher nur Eines hinzufügen. Es war ein schöner Traum — ein Sommernachtstraum — auf den bald ein nüchternes Erwachen folgte. Das denkwürdige Jahr hatte uns Freiheiten gebracht, aber — die Freiheit ist nicht mitgekommen. Rechte sind uns verliehen worden, aber das Recht, das eine heilige Menschenrecht, ist nicht zum Siege gelangt. Doch nimmer können die Zweige gedeihlich fortkommen, solange deren Stamm nicht stark und fest im Boden wurzelt. Und daraus erklären sich die düsteren Zustände unserer Zeit.

Indessen von einem berühmten Manne unseres Alterthums wird mitgetheilt, dass er, geboren in einer Stadt, namens Gimsu, diesen Namen umgewandelt hatte in das Wort Gamsu, welch' letzteres er, zum Losungsworte nehmend, bei jeder Widerwärtig-

keit, die ihm zustiess, ausrief: Gamsu! Auch dieses soll mir zum Heile werden! Und so sollen auch die Widerwärtigkeiten unserer Gegenwart heilsame Wirkung auf uns ausüben. Sie sollen uns aufrütteln zu einem heilsamen Rückblick. Die Ghettomauern sind gefallen, aber jene geistigen Factoren, die das Leben mitten im Ghetto verklärt hatten und die ich Ihnen heute zu schildern versuchte, sie sollen uns nicht entschwunden und verloren sein. Und auch jene fromme Gilde aus der Ghettozeit, „die Harrer auf den Morgen", sie möge uns noch immer ein Vorbild bleiben: Wir wollen noch weiters harren auf den Morgen — zugleich aber auch thatkräftigst daran arbeiten, um sein endliches Nahen baldigst begrüssen zu können.

Die mit seltener Eloquenz vorgebrachten Ausführungen des geistvollen Redners ernteten stürmischen Beifall seitens der Versammlung, und wurde der greise Rabbiner von allen Seiten bejubelt und beglückwünscht.

* * *

Nach dem Vortrage machte der Vorsitzende einige Mittheilungen aus dem Schosse des Vorstandes. Dieselben riefen eine lebhafte Debatte hervor, an welcher sich die Herren: Rabbiner Sor, Salomon Beer, Fleischer, Hollitscher, Dr. Bloch, Sigmund Mayer, Schwarz und Gemeinderath Dr. Alfred Stern betheiligten. Die Versammlung währte bis Mitternacht.

* * *

Vom Herrn Abgeordneten Dr. Ferd. Kronawetter, den der Vorstand der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" zu seinem 60. Geburtstage gratulirte, erhielten wir folgendes Schreiben:

Geehrte Herren!

Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für die Glückwünsche, welche Sie mir anlässlich meines 60. Geburtstages entgegenbrachten und für die Anerkennung meines bescheidenen Wirkens im öffentlichen Leben. Sind auch die Aufgaben, welche ein Mann, der durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufen wurde, ihr gutes, leider nur zu oft in brutaler Weise verletztes Recht an entscheidender Stelle wahrzunehmen, zu bewältigen hat, gross und war auch meine Kraft im Verhältnis zur Grösse dieser Aufgabe schwach, so darf ich doch mit Beruhigung sagen: Mein Wille war immer der beste, meine Ueberzeugung felsenfest, und ich habe mich nie gescheut, ihr entsprechenden Ausdruck zu geben. Wie für die sociale, so bin ich auch immer für die confessionelle Gleichberechtung aller meiner

Mitbürger eingetreten und werde es thun, wo immer mir, sei es in meinem öffentlichen, sei es in meinem privaten Leben, hierzu die Gelegenheit geboten wird. Der verehrliche Verein aber wird mich und alle Freunde der Volksfreiheit und der gleichen Menschenrechte im schweren Kampfe für die Verwirklichung dieser Ideale, wie bisher unterstützen, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft keine vergebliche sein. Es zeichnet mit gewohnter Hochachtung seinen Dank wiederholend

Ihr ergebenster

Ferd. Kronawetter.

An den verehrlichen Verein „Israelitische Union“
in Wien.

Verantwortlicher Redacteur Josef Fuchs.
Druck von Weishut & Schwabe, Wien, I., Rockhgasse 3.